

"Ich hab' dann auch oft nachts geträumt, dass ein Riesenbagger mit Kindern obendrauf auf mich zufährt"

Zenke, Christian Timo [Hrsg.]; Devantié, Rainer [Hrsg.]; Freke, Nicole [Hrsg.]: *Im Alltag der Reform. Gespräche zu den Gründungs- und Anfangsjahren der Laborschule Bielefeld*. Bad Heilbrunn : Verlag Julius Klinkhardt 2024, S. 177-191. - (Impuls Laborschule; 14)



Quellenangabe/ Reference:

Devantié, Rainer [Interviewer]; Zenke, Christian Timo [Interviewer]: "Ich hab' dann auch oft nachts geträumt, dass ein Riesenbagger mit Kindern obendrauf auf mich zufährt" - In: Zenke, Christian Timo [Hrsg.]; Devantié, Rainer [Hrsg.]; Freke, Nicole [Hrsg.]: *Im Alltag der Reform. Gespräche zu den Gründungs- und Anfangsjahren der Laborschule Bielefeld*. Bad Heilbrunn : Verlag Julius Klinkhardt 2024, S. 177-191 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-308320 - DOI: 10.25656/01:30832; 10.35468/6110-10

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-308320>

<https://doi.org/10.25656/01:30832>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<http://www.klinkhardt.de>

Nutzungsbedingungen

Dieses Dokument steht unter folgender Creative Commons-Lizenz: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de> - Sie dürfen das Werk bzw. den Inhalt unter folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen: Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen. Dieses Werk bzw. dieser Inhalt darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden und es darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

This document is published under following Creative Commons-Licence: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.en> - You may copy, distribute and transmit, adapt or exhibit the work in the public as long as you attribute the work in the manner specified by the author or licensor. You are not allowed to make commercial use of the work or its contents. You are not allowed to alter, transform, or change this work in any other way.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Gespräch mit Hella Völker

„Ich hab‘ dann auch oft nachts geträumt, dass ein Riesenbagger mit Kindern obendrauf auf mich zufährt“

*Hella Völker (*1942) studierte Germanistik und Romanistik in Göttingen, Zürich und Genf. Sie arbeitete nach dem Studium als Regieassistentin am Deutschen Theater in Göttingen, später als Regieassistentin und Dramaturgin mit Regieverpflichtung in Hannover und Oberhausen. Ab 1973 war sie in der Planungsphase der Laborschule als pädagogische Mitarbeiterin für den Bereich Theater angestellt. Als Mitglied des Teams der Lehrenden war sie fortan – und bis zu ihrer Pensionierung im Juli 2007 – um die Verwirklichung der Ideen und Ziele des Schulversuches bemüht. Das Gespräch mit Frau Völker fand am 20. März 2019 in der Laborschule Bielefeld statt und wurde geführt von Rainer Devantié und Christian Timo Zenke.*

Liebe Hella, unser Forschungsprojekt „Im Alltag der Reform“ beschäftigt sich damit, die Alltagsgeschichte der Laborschule Bielefeld festzuhalten. Es geht uns dabei vor allem um Erzählungen zu der Anfangszeit und die damit verbundenen Ideen und Stolpersteine. Könntest du uns vor diesem Hintergrund vielleicht zunächst einmal schildern, wie du damals überhaupt an die Laborschule gekommen bist?

Also ich habe damals in Göttingen studiert, eben auch bei Hartmut von Hentig und Dieter Baacke. Ich habe mein Pädagogikum gemacht und gleichzeitig als Regieassistentin am Deutschen Theater in Göttingen gearbeitet. Nach meinem ersten Staatsexamen 1967 bin ich dann als Dramaturgin und Regisseurin ans Theater nach Hannover und später nach Oberhausen gegangen, wobei das Theater in Oberhausen so in die Krise der Theater geriet, dass der Schauspielbereich geschlossen wurde und wir – die künstlerische Leitung – als linke Schweine beschimpft wurden. Ich hatte einen sechsjährigen Sohn, den ich kaum sah, und da habe ich beschlossen, mich in eine neue berufliche Richtung zu orientieren. Ich habe mich an meine Seminare bei von Hentig in Göttingen und die Schulprojekte in Bielefeld erinnert, wo gerade jemand für den Aufbau des Bereichs Theater in der Schule gesucht wurde.

Ich wollte allerdings nie Lehrerin werden. Das war eigentlich für mich ein Beruf, den ich schrecklich fand. In meiner eigenen Schulzeit hab ich mich entsetzlich gelangweilt, ich fand die Lehrer stehlen den Schülern wichtige Zeit im Leben, weil sie nur trockenen Lehrstoff vermitteln, der vom richtigen, spannenden Leben völlig getrennt ist. Aber weil ich vom Theater weg wollte, kam die Laborschule als einzige Schule für mich in Frage, weil ich da mein Interesse für Theater und Weltoffenheit verwirklichen konnte und durch das direkte Zugehen auf junge Leute und die produktive Arbeit mit ihnen auch in Produkte umsetzen konnte. Die Arbeit an der Laborschule hat diese Erwartungen voll erfüllt und ich bin immerhin 33 Jahre dort geblieben. Später hab ich mich einmal weg beworben und habe aber schnell gemerkt, dass das nicht geht. Ich konnte und wollte auch nicht an einer anderen Schule unterrichten. Ich habe mich dann an der Laborschule beworben, zusammen mit einem anderen Dramaturgen aus Hannover, den ich gut kannte. Wir haben schon auf der Hinfahrt beschlossen, uns nicht gegeneinander ausspielen zu lassen oder zu versuchen, uns zu übertrumpfen.

Damals gab es ja noch die wahnsinnigen Auswahlgespräche, wo die Bewerber in direkte Konkurrenz zueinander gesetzt wurden. Bei dem Gespräch saß ich Hartmut von Hentig, Klaus Heidenreich, Hans Knopff und den ganzen tollen Leuten aus der Anfangszeit gegenüber. Hans Knopff hat mich immer gegen das Schienbein getreten und mir gesagt, dass ich kräftig rumspinnen muss. Im Gegensatz dazu hat Klaus Heidenreich mich mit tiefen Blicken angeguckt und mich gefragt, was ich als Erstes tun würde, wenn ich an der Laborschule aufgenommen würde. Ich habe in aller Ernsthaftigkeit geantwortet, dass ich als Erstes einen Baum pflanzen würde. Wir haben natürlich noch viel über Inhaltliches geredet, ich habe zum Beispiel von meinen Lehrlingsgruppen in Oberhausen berichtet, mit denen ich sehr spannendes Theater gemacht hatte. Ich habe die Stelle für Theater im Bereich Wahrnehmen und Gestalten ja auch bekommen, wahrscheinlich weil ich von Anfang den ganzen Zirkus nicht ernst nehmen konnte.

Wir hatten dann noch ein Jahr Aufbaukommission, das war eine sehr tolle Zeit. Wir hatten wirklich Zeit, um über alle Dinge zu reden. Wir haben über alles diskutiert, auch über die Architektur, über die Länge der Stunden – jeder war überall beteiligt und fühlte sich verantwortlich. Wir haben die Curricula sehr stark in unterschiedlichen Teams geplant und diskutiert. Ich hatte keine Ahnung von Schule, ich hatte alles andere gemacht, aber noch nicht an einer Schule unterrichtet. Dazu habe ich in der Aufbaukommission ganz viel gelernt. Ich hab mich ja auch nicht speziell für den Theaterbereich beworben, ich kannte nur die verschiedenen Modelle, also zum Beispiel die „In-die-Stadt-hinein“-Schule von Klaus Heidenreich, also eine Schule, die keine festen Normen und Fächer hatte, sondern eine Schule, die sich direkt an dem orientierte, was junge Menschen in ihrem Leben vermutlich machen würden. Alles viel offener als heute.

Wie sah der typische Alltag in der Aufbaukommission aus? Wie war die Stimmung?

Wir arbeiteten in der ersten Zeit in einer Jugendstil-Villa an der Dornberger Straße, dort planten die beiden Schulprojekte noch zusammen. Dort hatten wir fast Büro-Tage. Man ging morgens hin und dann arbeitete man entweder an seinem Schreibtisch oder man traf sich in verschiedenen Gruppen. Wir haben uns sehr gut verstanden, weil wir alle voller Neugier und Optimismus an unseren Schulversuch herangingen und davon überzeugt waren, wir könnten und müssten alles verändern. Dann gingen die Leute vom Oberstufen-Kolleg an die Sudbrackstraße und wir blieben da oben an der Dornberger Straße. Und es war auch klar, die Schuleröffnung rückte näher, deshalb gerieten die Curricula, die Struktur der Schule und die zu erwartenden Kinder mehr und mehr in den Fokus unseres Interesses. Es gab keine Trennung im Sinne von: die Lehrer hier und die Angestellten da. Jeder fühlte sich irgendwie für alles zuständig und verantwortlich – es war ja sehr übersichtlich, wir hatten ja nicht so viele Personen. Mit den Sekretärinnen bin ich ja auch heute noch befreundet. Das war eine völlig andere Basis zu arbeiten. Die Arbeitsgruppen wurden nach Projekten und Inhalten gebildet, bezogen auf die fachlichen Schwerpunkte, auf die pädagogischen Ziele und auf die organisatorischen Fragen. Wir hatten ja auch noch keine Schulleitung, die das alles bestimmen musste. Wir waren alle zuständig und haben viele Ausschüsse gebildet, weil ja nicht immer alle für alles zusammensitzen konnten. Es war auch nicht immer so, dass wir uns einig waren, aber es war wichtig, meine ich, diese Auseinandersetzungen und die mühsamen Diskussionen bis zum Konsens, den der wissenschaftliche Leiter nach eigenen Worten uns „zumutete“. Hartmut von Hentig war immer bei den Sprachsitzen durch Latein dabei, ansonsten immer wenn es um Pädagogik ging, aber in den Fachbereichen eigentlich nicht. Er war zwar sehr interessiert, für mein Theater hat er sich immer ungeheuer interessiert, er hat mir ja auch einige Vorworte geschrieben, war einer meiner treuesten Besucher, aber bei den Sitzungen z. B. von Wahrnehmen und Gestalten war er nicht so oft dabei.

Wie habt ihr die Schule dann eröffnet? Wie sah dann ein ganz normaler Tag in der Anfangsphase der Schule aus?

Ich bin am 1. August 1973 noch in der Planungsphase an die Schulprojekte gekommen und ein Jahr später, am 9. September 1974 ist die Schule eröffnet worden. Damit war die Aufbaukommission zu Ende – danach gab es noch die pädagogischen Konferenzen, und vor allem die inhaltlichen Diskussionen in den Erfahrungsbereichen und in den Stufen- bzw. Jahrgangsteams. Alle Lehrer und die beiden ersten Jahrgänge haben zuerst einmal auf einem Feld gesessen und dort haben wir alle in vielen Konferenzen und Ausschüssen miteinander gesprochen.

Hentig hat uns alle begrüßt und dann wurden die Gruppen eingeteilt. Ich hatte meine erste Gruppe mit der Farbbezeichnung Orange: 10 Mädchen und 10 Jungen, mit denen ich heute noch Kontakt habe. Im ersten Projekt ging es darum, die Schule und einzelne Bereiche kennenzulernen und mit den Schülern und Eltern zu diskutieren. Wir hatten auch eine Elternschule – es hatte ja keinen Sinn nur die Kinder miteinzubeziehen. Man muss dazu sagen, dass die Eltern, die ihre Kinder angemeldet haben, unglaublich engagiert waren. Die haben ihre Kinder zum Teil ein Jahr zurückgehen lassen, nur um sie an der Laborschule anmelden zu können. Man lebte eben hier in der Schule und lernte gleichzeitig. Es gab sechs Erfahrungsbereiche und einen Stundenplan: zwei Stunden in der Woche WuG (Wahrnehmen und Gestalten); drei Stunden Nawi (Naturwissenschaften); drei Stunden Sowi (Sozialwissenschaften); die hatten viel in der Gruppe und beim Betreuungslehrer; Nawi, Sport und WuG hatten sie bei jemand anderem; die hatten drei Stunden Sport, zwei Stunden Mathe damals noch, zwei Stunden Deutsch, also die Erfahrungsbereiche wie heute, Sprache und dazu Wochenpläne.

Es wurde vieles bei den Projekten abgesprochen und viel erfahrungsbereichsübergreifend gearbeitet. Das ging noch, weil die Zeit da war und die Manpower. Es herrschten in Bezug auf die Gruppengröße und die Lehrerwochenstunden ideale Zustände. In der Anfangszeit haben wir uns auch gegenseitig im Unterricht besucht, zum Lehrerverhalten. Wir haben die Projekte fachübergreifend angelegt – heute heißt das Bausteine. Wir haben ungeheuer viel Zeit mit Planen und In-Gang-Setzen und mit der Betreuung von Schülern und Eltern verbracht. Wir hatten mit den Eltern so engen Kontakt, das ging heute zeitlich gar nicht mehr. Wir hatten damals ziemlich viele Zeitreserven, wir waren ja viele Lehrer mit wenigen Schülern, und wir Lehrenden hatten anfangs noch 12 Wochenstunden zu 60 Minuten, brachten aber fast unsere gesamte Zeit in der Schule zu.

Es ging dann auch darum, die Schulvergangenheit der Kinder kennenzulernen und was sie für Pläne hatten. Und einer meiner Schüler, der war – als die Schule begann – komplett verängstigt. Seine Mutter hatte mir sofort gesagt: „Der kann nicht schreiben, der bringt's nicht.“ Als dann die Vorstellungsrunde auf ihn kam, sagte er, dass er zu Mercedes will, aber dass er das nicht schafft. Und da habe ich gesagt, wenn du das wirklich willst, dann schaffst du das, und dann habe ich mich jeden Tag mit ihm getroffen. Die Voraussetzung war, dass er zuhause ganz viel machen musste, und so habe ich ihm das beigebracht, das Schreiben mit möglichst wenig Rechtschreibfehlern. Er hatte einfach Schulangst, der war ja nicht besonders blöd oder in irgendeiner Weise lerneingeschränkt, er hatte einfach Angst. Und er hat es geschafft! Heute hat er seine eigene kleine, aber exklusive Mercedes-Werkstatt, wo er mit seinen Söhnen an tollen Autos bastelt.

Die Schüler, die von einer Regelschule kamen, mussten sich auch sehr an das neue Umfeld gewöhnen. In unserer Gruppe war das nicht so auffällig, weil wir

als betreuende Lehrer zu dritt waren, und ich glaube, die Jugendlichen waren so fasziniert von dem, was wir im Unterricht gemacht haben, dass sie nicht wirklich Probleme mit Disziplin o. Ä. hatten. Aber es gab auch Schüler, die sind hier durch die Schule geflippt ohne Ende, und in einer späteren Gruppe hatte ich dann einen, der nur rannte und überhaupt nicht ruhig gehen konnte. Die plötzliche Freiheit hat ihm ganz schön zugesetzt. Ich hab dann auch oft nachts geträumt, dass ein Riesenbagger mit Kindern obendrauf auf mich zufährt. Und ich hatte ja nicht nur meine „eigenen“ Kinder der Stammgruppe Orange, sondern in WuG eben auch aus anderen Stammgruppen, die ich nicht ganz so gut kannte. Zum Teil war das ein krasser Gegensatz. Ich war mit meiner orangen Gruppe ganz hinten auf einem Wich. Zwischendurch waren wir auf dem mittleren Feld, aber auch mal ganz vorne. Man wanderte auch noch nicht mit jedem Jahrgang auf eine andere Fläche – man hatte seine Fläche und musste halt sehen, wie man damit klarkam. Dann gab es noch die Nawi-Labore, das fand fast alles außerhalb statt. Der einzige Unterricht, bei dem es immer Probleme gab, weil es zu laut war, war der Fremdsprachunterricht, aber da hatten wir später die beiden Sprachräume. So viel anders als heute war es nicht.

Hast du in diesem Jahr Konzepte entwickelt, die du auch so umsetzen wolltest? Also bei denen du die Theorie dann mit der Praxis überprüfen wolltest?

Ja, natürlich, sehr viel. Eigentlich ausschließlich. Ich hab damals vor allem WuG unterrichtet, also Theater und Deutsch. Ich hatte in meiner Gruppe sehr viel Unterricht und wir haben dann ja damals die sogenannten Deutscheinheiten entwickelt. Ich weiß nicht, ob es die heute noch gibt ... Wir haben festgestellt, dass die Lehrbücher den Schülern zu dem Zeitpunkt nichts genützt haben, also mussten wir das Lehrmaterial so gestalten, dass es sich auf die Inhalte wie kreatives Schreiben und literarisches Lesen bezieht und dass man gleichzeitig auch noch die Grammatik lernt, die man braucht. Dieses Material haben wir entwickelt, aufgeschrieben und evaluiert. Ich habe meine Erfahrungen u. a. in dem Buch „Theater in der Schule – Schule des Lebens“¹ aufgeschrieben. Ich habe dort acht oder zehn von meinen Theaterprojekten genau beschrieben, zum Beispiel „Das gelbe Unterseeboot“. Wir haben ja eigentlich dafür geschrieben, um unseren Ansatz auszuprobieren.

1 Hella Völker (1994): *Theater in der Schule – Schule des Lebens. Ein Erfahrungsbericht* (IMPULS: Informationen, Materialien, Projekte, Unterrichtseinheiten aus der Laborschule Bielefeld, Band 25). Bielefeld: Eigenverlag Laborschule.

Im Rückblick, wie groß war die Bedeutung der Aufbaukommission für die Praxisphase? Wie stark hat das nachgewirkt und wie war der Übergang von der Theorie in die Praxis?

Naja, wir haben ja am Anfang keine Theorie gemacht, sondern nur die Praxis theoretisch untermauert. Also die Theorie kam ja erst, als wir eine Einrichtung der Universität wurden, 1988. Dann wurden wir ja auch beforscht und evaluiert. Da fingen die Projekte ja auch an, für Schulabgänger und so, aber noch nicht so wie jetzt mit den FEPs. Ich glaube, die Art und Weise, wie die Lehrer und Schüler miteinander umgegangen sind, war für die Anfangszeit prägend, ohne wäre das nicht möglich gewesen. Auch Hentigs Grundsatz der Konsenstheorie, dass man immer so lange diskutieren muss, bis alle auf einen Punkt kommen, war sehr wichtig. Dieser Prozess war sehr mühsam, aber man sollte niemanden unterrichten lassen, wenn der von dem, was er tut, nicht überzeugt ist und nicht die Verantwortung dafür übernimmt. Wir hatten ja keine Lehrbücher von außen, also mussten wir unsere eigenen Curricula entwickeln.

Die Architektur der Laborschule war ja für Schüler und Lehrer sehr neu. Wie habt ihr das Gebäude in Besitz genommen? Was für Schwierigkeiten gab es da und wie sind die Lehrer und Schüler mit dem Gebäude umgegangen?

Wenn da 40 Leute sind, dann ist das nicht so ein Problem. Die Kleinen waren ja drüben. Wir hatten so viel Platz! Wir haben ja nur mit Jahrgang null, Jahrgang fünf und Jahrgang sieben angefangen, und dabei waren wir mit drei Gruppen auf dem Feld. Ich war mit der Orangen 7 ganz weit hinten, also auf dem Feld 3, wo jetzt die Kleinen sind, und die Fünfer waren weiter vorne. Und auf dem mittleren Feld war Fachunterricht, da war keine feste Gruppe. Wir mussten jedes Jahr mit weniger Platz auskommen, es kamen jedes Mal wieder drei Jahrgänge dazu, also wieder null, fünf und sieben, bis es voll war. Da wurde es natürlich immer enger (siehe Abb. 1). Die Enge ist uns aber nicht so aufgefallen – wir mussten ja damit umgehen. Jetzt sind zum Teil ja auch drei Gruppen auf einem Feld. Der Austausch war in den Gruppen am Anfang auch viel direkter. Es gab immer wieder Situationen, wo alle zusammen auch mal was hatten oder wenn Unterricht in einer Gruppe war, dass die anderen auch mal rübergingen. Da war alles noch intimer. Ich kannte damals wirklich jeden hier. Und wenn etwas störte, sprach man sich an. Bevor der Anbau kam, wurde es wirklich eng, und das war lästig, da gab es immer wieder Situationen, in denen man versuchte, aus dem Großraum herauszukommen, in die Bibliothek oder irgendwohin.



Abb. 1: Der Großraum der Laborschule im Frühjahr 1979.

Foto: unbekannt; Quelle: Universitätsarchiv Bielefeld, FOS 05749.

Du hast ja schon über die Zusammenarbeit der Lehrer gesprochen. Wie sah dann der Austausch mit anderen Lehrern aus? Also du hast ja beschrieben, wie ihr auf den Feldern zusammengearbeitet habt.

Wie gesagt, wir haben uns gegenseitig besucht im Unterricht. Das fand ich toll. Ich weiß noch, wie Klaus Heidenreich bei mir im Unterricht saß, mich besucht hat und ich machte gerade WuG, wir haben da ein Quiz entwickelt und saßen im Kreis und haben geredet und ich hab mir im Stillen gedacht: Das kann dem ja nicht gefallen, wenn hier nicht einer nach dem anderen redet, sondern dass die einfach reinrufen, wenn denen was einfällt. Es war ja ein kreativer Rahmen. Hinterher hat er dann gesagt, dass das das Eindrucksvollste gewesen ist, wie kreativ alle waren und wie sie miteinander umgegangen sind. Aber ich habe im Deutschunterricht auch ganz andere Situationen gehabt und das waren dann die Erfahrungen, über die man sich austauschte. Die interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen Theater und Musik zum Beispiel hat auch eine entscheidende Rolle gespielt in den ersten Jahren. Also es war zum Beispiel nicht so, dass man zwar einen Erfahrungsbereich zusammen hat, aber das dann doch sehr klein aufgeteilt wird. Die einen machen ein bisschen Musik, die anderen Tanz, die anderen ein bisschen visuelle Kommunikation oder so, das nicht. Ich war ja anfangs vor

allem im Erfahrungsbereich WuG, da haben wir immer auf bestimmte Produkte hingearbeitet. Mit Monika Wiczorek habe ich ganz viel mit Musik und Tanz, aber auch im Sprachbereich gearbeitet. Zu den Kollegen in Haus 1 hatten wir am Anfang auch noch viele Kontakte, als wir noch nicht so viele waren. Durch die gebäudemäßige Trennung gab es später auch diese inhaltliche Trennung, das hab ich sehr bedauert. Das fing um den Buchkonflikt herum richtig an, dass man sich außerhalb der Lehrerkonferenz nicht mehr getroffen hat.

Gab es denn verschiedene Lehrstile? Oder gab es schon eine typische Laborschulpädagogik?

Ich glaube, mehr typische Laborschulpädagogik als heute. Es gab wirklich alle Extreme und darin war ganz viel möglich. Ich denke grad an Gerd Spilgies, ein Mathe-Nawi-Lehrer – und der hatte eben die Vorstellung, dass die Schüler schon aufpassen würden, wenn die wollten, und wenn sie das nicht wollten, wäre das ihr Ding. Dann war irgendwann jemand von der Regierung da und er saß auf dem mittleren Feld mit drei oder vier Schülern und rechnete intensiv, und die anderen spielten Fußball oder sprangen über Tische und Bänke. Es gab aber auch das Gegenbeispiel: Ein Lehrer hatte Probleme mit meiner Orange, die hatten ein gewisses Selbstbewusstsein, das war auch berechtigt. Sie hatten das Gefühl, „das ist unsere Schule, wir haben die mitgegründet, die lebt davon, dass wir da sind“. Da kam plötzlich ein Lehrer und machte Frontalunterricht – und das wollten die eben nicht. Der Kollege kam zu mir und weinte fast und beklagte, dass die Kinder ihm überhaupt nicht zuhörten. Ich habe also erst mit meinen Schülern geredet und sie haben mir dann erzählt, dass er davon ausgehen würde, dass sie nichts verstünden, und sie wüssten aber doch das meiste sowieso schon und durften aber nichts dazu sagen. Dann haben wir uns zusammengesetzt und einer der Schüler hat dann zu mir gesagt: „Mach dir keine Sorgen, wir bauen den auf!“ Und das haben sie dann auch getan. Sicher gab es dabei auch negative Aspekte, dass vielleicht in manchen Bereichen und bei manchen Lehrern nicht genug schulisches Wissen vermittelt wurde, aber die Laborschulpädagogik hatte die Schüler und Schülerinnen so in ihrem Selbstwertgefühl, ihrer Selbständigkeit und in ihrem Interesse an ihrer Welt gestärkt, dass sie gut zurechtgekommen sind in ihren späteren Schulen und Berufen.

Wir haben das einfach nicht als reinen Unterrichtsjob empfunden. Wir haben eben geplant und geredet. Die Stücke damals habe ich ja nicht allein gemacht. „Das gelbe Unterseeboot“² haben wir zusammen entwickelt und ganz viel Pro-

2 Rudolf Nykrin & Hella Völker (1977): *Theater und Musik an Schulen: Das gelbe Unterseeboot. Modell für einen offenen Ansatz in den Bereichen Kindertheater und Musik*. Mit einem Vorwort von Hartmut von Hentig (Schriftenreihe der Schulprojekte Laborschule/Oberstufen-Kolleg, Heft 17). Stuttgart: Ernst Klett.

jektunterricht gemacht; und immer wieder gab es viele Konferenzen. Es gab noch viele Lehrer, die mitgeplant haben, die hießen dann ja auch „die Alten“ und „die Neuen“, da war dieser Konflikt: „Die Neuen“ waren sich einig, was sie wollten, und „wir Alten“ waren uns auch einig, was wir wollten. Wir wollten eben eine völlig neue Lehrer-Schüler-Beziehung, auf Augenhöhe – aber solche Wörter kannte man damals noch gar nicht. Manche Schüler haben manchmal gesagt – nicht meine –, dass sie nicht schon wieder eine Meinung haben wollten und dass wir einfach mal machen sollen, was zu unseren Lehrer-Aufgaben gehörte. Dennoch wurde der Lerninhalt so oft wie möglich zusammen entwickelt und den Schülern musste zu jeder Zeit klar sein, warum das für sie wichtig war und warum sie das wissen mussten. Nicht weil es im Schulbuch stand und sie am Ende eine Note dafür bekamen, sondern sie haben uns geglaubt, dass das für sie wichtig ist und wir nichts anderes im Sinn haben als sie vorzubereiten auf das, was sie erwartet. Dabei entwickelten wir uns oft zu so einer Art von Entertainern. Und wenn ich jetzt auf meine Gruppe von damals schaue, die sind wirklich alle was geworden.

Hast du eigentlich einen Unterschied zwischen den Kindern gemerkt, die direkt hier angefangen haben oder die schon das Regelschulsystem erlebt haben?

Einen riesengroßen Unterschied. So gegen die Schule eingestellte Schüler haben wir später nicht mehr gehabt. Es gab immer mal total schwierige dazwischen, aber diese Grundeinstellung, dass die das so verinnerlicht haben: Das ist unsere Schule, die haben wir geprägt. Und die sind ja jetzt noch stolz. Wenn man mal bei Facebook guckt, da steht immer noch Laborschüler drin. Die haben sich mit ihrer Schule und ihren Zielen eben 100% identifiziert, so wie wir.

Du hast ja vorhin schon die „Alten“ und die „Neuen“ erwähnt und die Konflikte. Wie muss man sich das vorstellen?

Also die Alten kamen alle nicht aus dem Schuldienst, die kamen zum Teil aus der Wissenschaft, Hans Knopff war ja Künstler, gleichzeitig aber an der Uni Lehrer und Peter Weinbrenner war auch an der Uni. Und die hatten das Gefühl, dass sie wirklich was Neues machen wollten, was sie dann ja auch durchgesetzt haben, und waren ja auch darauf eingestellt, dass man über die Dinge, über die man sich uneinig ist, sich auseinandersetzen muss. Wir haben uns dann – aber nicht im Sinne von Hass – gestritten. Ich weiß noch Klaus Heidenreich, den traf ich hier einmal unten vor den Büros und sagte: „Guten Morgen, Klaus“ – und er antwortete: „Lass die Unverschämtheiten. Das ist kein guter Morgen.“ Aber das war eben nur Spaß. Wir haben uns sehr offen miteinander auseinandergesetzt und die, die neu kamen, haben eben mit dem gleichen Recht darauf bestanden, dass das ja immer noch eine Schule sein muss und auch in vielen Dingen straffer. Also gab es viele Konflikte, natürlich auch um Hentig. Wie weit folgt man diesen Festlegun-

gen? Monika Wiczorek, Hans Knopff und ich, wir waren die „freischwebenden Arschlöcher“, weil wir das nicht wollten. Wir wurden immer hervorgeholt, wenn die Alten mit den Neuen reden wollten. Ich habe mich den Alten natürlich schon näher gefühlt, ich war auch überzeugt davon, dass uns dieser ewige Konflikt nicht weiterbringt. Und irgendwann blieb die Auseinandersetzung leider nicht mehr auf einer sachlichen Ebene, es gab ja dann dieses Buch „Modell im Praxistest“³, das war auf einer Ebene, die ich überhaupt nicht mehr gut fand. Der Buchkonflikt war genau in dem Jahr, in dem ich weg war.

1978, also zur Hoch-Zeit des „Buchkonflikts“, hast du dann ja dein Referendariat außerhalb der Laborschule absolviert. Wie kam es dazu? Und wie war das, ein Jahr lang von der Laborschule weg zu sein?

Ja, ich bin also sozusagen während der 70er einmal ein Jahr raus und dann wieder zurück. Ich war in Herford an der Ernst-Barlach-Schule, das war ein ziemlicher Kontrast. Ich fand es verblüffend, dass die Schüler dem Lehrer zuhörten, freundlich zuhörten, wenn man etwas sagte. Ich musste ja plötzlich Französisch unterrichten, das kannte ich ja überhaupt nicht. Das habe ich an der Laborschule auch nicht gemacht, erst viel später, das wollte ich auch nie machen. An der Schule war es natürlich sehr schön für Lehrproben. Die Prüfung habe ich dann ja hier, in der Laborschule, gemacht und da war es dann wieder vertraut, weil die Schüler natürlich gar nicht brav sind im Sinne von passiv, die waren immer dabei, aktiv und immer Kommentare zur Sache. Im Theater hatte ich eine Lehrprobe zu den Proben von Dürrenmatts „Romulus“ und bin also reingegangen in die Gruppe und habe eröffnet, und dann haben die gearbeitet, das waren sie ja gewohnt. Hinterher hat der Fachleiter gesagt: „Tut mir leid, ich kann sie nicht beurteilen. Ich kann ihr Lehrerverhalten nicht beurteilen, sie haben ja nichts gesagt.“ Ich habe am Schluss natürlich gesagt „Ich danke euch“, aber der Unterricht war eben völlig anders. Damals gab es hier an der Schule ja noch einige Referendare. Der Fachleiter hat mir aber trotzdem noch eine gute Note geben können.

Gleichzeitig habe ich da das erste Mal begriffen, dass das Lehrerleben an einer Regelschule durchaus auch „überlebbar“ ist. Es hatte auch schon helle Momente, dass die Kinder einem immer brav zuhörten. Ich hatte auch eine sehr gute Ausbildungslehrerin, das muss ich auch sagen. Und das hat Spaß gemacht, ganz strukturiert Deutschunterricht geben zu können, man führt das Adverb ein oder macht Übungen, das habe ich hier auch viel benutzt, die Erfahrung, für meinen Deutschunterricht. Aber die Laborschule musste in der Anfangszeit schon komplett anders sein. Sie musste sich später mehr annähern an viele Zwänge von außen, aber am Anfang muss erst mal ausgelotet werden, wie weit man mit vielen Dingen gehen kann. Das war uns wichtig.

3 Lehrergruppe Laborschule (Hg.) (1977): *Laborschule Bielefeld: Modell im Praxistest. Zehn Kollegen ziehen ihre Zwischenbilanz*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.



Abb. 2: Hella Völker (im Bild rechts stehend) Mitte der 1970er Jahre vor Beginn einer gemeinsamen Besprechung aller Schüler*innen und Lehrer*innen im Großraum des Haus 2; im Hintergrund Hartmut von Hentig; an der Gitarre Peter Weinbrenner. Foto: unbekannt; Quelle: Universitätsarchiv Bielefeld, FOS 05750.

Und was haben deine Kollegen dazu gesagt, dass du von der Laborschule warst?

Die fanden das alle spannend. Es gab ja immer die Befürworter, die *für* die Schule waren, oder die absoluten Gegner, die *gegen* die Schule waren. Das war auch hier in der Stadt und bei den Eltern so. Ich habe aber meist mit Leuten zu tun gehabt, die total dafür waren. Ich war am Schluss hier an der Bosse-Realschule, die waren nicht so angetan von der Laborschule, aber das war für mich dann ja auch egal. Die fühlten sich irgendwie von uns bedroht. Die hatten das Gefühl, wir wüssten alles besser und dass es so von oben herab war, die waren nicht so richtig begeistert.

Habt ihr euch in der Aufbaukommission und in den ersten Jahren als eine Art Speerspitze von Gesamtschule begriffen? Also von einer Schulform, von der man ja damals gehofft hatte, dass sie sich als einzige Schulform durchsetzen würde?

Ja, wir sind ja auch in Schildesche in die Gesamtschule gegangen, wir haben mit denen ja guten Kontakt gehabt. Und das Ziel war ja nicht, die Gesamtschule zu ersetzen, sondern das auszuweiten in den Grundschulbereich.

Du hast vorhin beschrieben, dass die Laborschule in den Anfangsjahren ein sehr starker Gegensatz zu der Regelschule war. Hast du das Gefühl, da hat sich in all den Jahren, die du die Schule begleitet hast, was verändert? Und wer hat sich da wem angenähert?

Natürlich hat es sich verändert. Wir haben zum Beispiel am Anfang überhaupt nicht über Abschlüsse nachgedacht. Wir mussten am Anfang erst mal die Form finden, und je näher die Abschlüsse kamen und je näher die Zwänge, die von außen auf Schule einwirken, desto mehr hat sich das am Ende verändert. Also ich denke mal, dass jemand, der in der 6. oder 7. Klasse auf eine Regelschule gewechselt ist, ziemlich verloren war. Und heute glaube ich, dass das schon gut möglich ist. Also ich meine, das ist immer noch nicht einfach, aber das, was sie hier gelernt haben, nämlich mit dem Lernen umgehen, das können sie auch dort gebrauchen. Und die Inhalte sind auch nicht mehr so wahnsinnig weit voneinander entfernt. Also vorher haben wir ja in Projekten einzelne Dinge sehr intensiv gelernt, aber andere kamen erst mal nicht vor, die in der Regelschule so fächerweise behandelt wurden. Ich würde auch sagen, dass die Regelschule offener geworden ist über die Zeit.

Und die Laborschule über all die Jahre? Also wenn die Hella von 1975 durch die heutige Laborschule gehen würde, würde sie „ihre“ Schule noch wiedererkennen?

Aber ja, ich bin ja auch noch regelmäßig hier. Aber ich komme ja auch durch TABULA⁴ an verschiedene Schulen, und da denke ich mir häufiger: Wenn man in die Laborschule reinkommt, ist freundliches Interesse da, die Schüler gehen ganz anders mit einem um, man hat nicht das Gefühl, dass sie bedrückt sind oder irgendwie durch Schule unglücklich gemachte Menschen. Das ist immer noch die Laborschule, da würde ich einhundert Prozent dazu stehen. Also: Es hat sich verändert, es wäre ja auch schrecklich, wenn sie sich nicht verändert hätte. Es wäre aber natürlich schön, wenn man die Kommunikation unter den Lehrern noch stärken könnte. Also in den 90er Jahren kam jemand neu in den Jahrgang, und alle machten Projekte, und niemand half ihm, an diese Projekte ranzukommen. Und dann wurden wieder neue Projekte angefangen. Die Zusammenarbeit würde es für die Neuen vermutlich einfacher machen, aber scheinbar ist die Zeit

⁴ Bei TABULA handelt es sich um einen von der ehemaligen Didaktischen Leiterin der Laborschule, Annemarie von der Groeben, gegründeten „Verein für Bildungsgerechtigkeit“, der insbesondere im Bielefelder Raum aktiv ist.

einfach nicht da. Aber ich denke, auch die Jugendlichen haben sich verändert. Es gab eine Zeit lang eine unglaublich aufmüpfige Form Jugendlicher. So „Null-Bock-Leute“ mit ihren kaputten Hosen und so ein bisschen Punk. Heute finde ich, also nach meiner Wahrnehmung, dass wir eine sehr engagierte und nicht sehr politikverdrossene Jugend haben. Ich bin jetzt bei Heike Nadolph und betreue ein Flüchtlingsmädchen, vorher war ich bei Markus Richartz dabei: Ich finde toll, wie sie arbeitet, Referate vorbereitet, sich mit allen Inhalten auseinandersetzt. Ich bin immer wieder beeindruckt, also ich finde schon gut, was passiert.

Du hast vorhin schon gesagt, dass die Wahrnehmung in der Öffentlichkeit in Bielefeld sehr gespalten war, man seit entweder *für* oder *gegen* die Laborschule gewesen. Kannst du das vielleicht noch etwas genauer erläutern?

Je weiter man weg kam, desto besser war die Schule angesehen. In Herford wurde die Schule schon bestens angesehen – aber hier in der Stadt, da war ich manchmal harmlos in der Kneipe, da habe ich mich natürlich nicht zu erkennen gegeben. Also da kamen schon tolle Aussagen – und das ist auch heute noch so. Jetzt gerade noch, das Kind meiner Friseurin, das sollte eigentlich in die Null kommen, weil ihre Brüder hier waren, und sie ist auch überzeugt von der Schule, aber ihr Mann, ein Deutscher, war dagegen. Er hat gesagt, „Das ist nichts für mein Kind, der braucht Druck, da muss einer sagen, dass er lernen muss und so“. Jetzt ist er im dritten Schuljahr und jetzt versuchen sie ihn doch in die Laborschule zu kriegen. Der Junge leidet jetzt, weil es so wenig Lehrer im Grundschulbereich gibt; der Lehrer war ein halbes Jahr krank und die haben die Klasse aufgeteilt und natürlich kommt das Lernen da auch nicht weiter. Das ist kein schwieriges Kind, ganz im Gegenteil, das ist ein ganz wacher Junge, dem würde ich die Laborschule auch gönnen. Aber ich meine, diese Vorstellung gerade von deutschen Eltern ist oft, dass Kinder jemanden brauchen, der ihnen auf die Finger haut.

Hast du denn noch erlebt, wie ihr versucht habt, Kinder aus bildungsfernen Schichten zu gewinnen? Wir haben an anderer Stelle gehört, dass ihr oft in Kneipen wart, um die Leute zu überzeugen. Warst du da auch dabei?

Natürlich. Die sogenannte Unterschicht, die kannte uns doch nicht. Die hatten auch keine Chance, uns kennenzulernen. Und wir haben die immer besucht. Ich weiß noch, ich hatte Zwillinge in meiner zweiten Gruppe und die kamen aus der Stennerstraße. Bei den Elternabenden waren die Eltern nie dabei und irgendwann habe ich die Mutter angerufen und etwas vorwurfsvoll gesagt, dass ich sie gerne mal besuchen würde, weil ich sie auf den Elternabenden ja noch nicht kennengelernt habe. Und sie sagte, klar, machen sie das doch. Sie war ein bisschen misstrauisch, aber ich bin dann hin, und sie konnte nicht laufen, weil sie auf Krücken ging. Da habe ich mich etwas geschämt, weil ich so blauäugig und arrogant gewesen war. Später haben wir uns noch ein paar Mal getroffen. Wir

haben uns eben nicht wirklich damit zufriedengegeben, dass ein Kind hier auf der Schule ist, sondern wir wollten mehr wissen, um die Kinder besser zu verstehen. Dabei haben wir sicher auch manchmal übertrieben.

Und dann hatten wir genug Unterschicht. Diese Kneipengespräche liefen dann so ab, dass wir die eingeladen haben, wir sind natürlich in die entsprechenden Kneipen gegangen, nicht zum Bültmannshof oder so. Und da kamen auch viele potenzielle neue Laborschuleltern. Wir haben uns dann mit ihnen unterhalten und ein bisschen erzählt von der Schule. Hans Knopff hat ja sofort alle Herzen gewonnen, vor allen Dingen der weiblichen Besucher. Und die haben die Kinder dann auch geschickt. Wie gesagt, der Unterricht war der geringste Aufwand in der Zeit. Die Nachfragen in diesen Gesprächen bezogen sich hauptsächlich darauf, wie lange die Kinder an der Schule sind, was das kostet und ob die auch den ganzen Tag da sein können. Es war für die Eltern auch schwer, sich das vorzustellen. Wir haben versucht, ihnen das klarzumachen, dass die Kinder keine Hausaufgaben machen mussten zuhause, sondern vieles in der Schule gemacht wurde, und dass sie was zu essen kriegten. Es war mindestens genauso wichtig für die Eltern zu wissen, dass ihre Kinder gut versorgt waren. Und dass sie das, was sie selbst den Schülern nicht mitgeben konnten, nämlich Schulaufgaben und Nachhilfe, in der Schule bekamen. Also unser Ziel war es, die Schüler möglichst heterogen zusammenzusetzen, und das ist uns auch gelungen. Die Oberschicht war kein Problem, das war den Kindern egal, und uns auch.

Wenn wir jetzt noch mal in die Zeit *nach* den 1970ern schauen: Welches waren deines Erachtens die wichtigsten Wegmarken und Veränderungen in den folgenden Jahren und Jahrzehnten?

Das ist schwierig. Also 1985 ging ja der erste Jahrgang ab, der in die „Null“ eingeschult worden war. Und da hatte ich ja eine Gruppe, die „Beigen“. Da habe ich heute auch noch ganz viel Kontakt. Ich glaube, das war auch der Punkt, wo das abgeschlossen war, was man so den „Aufbau der Schule“ nennen konnte. Da waren dann alle Jahrgänge gefüllt und da waren die ersten Jahrgänge da, die völlig anders waren. Ich habe die beige Gruppe im Jahrgang 4 übernommen. Danach kamen die ganz anders aus dem Haus 1. Das war viel leichter. Die waren selbstständig, vielleicht nicht so konzentriert am Anfang, aber das ließ sich gut hinkriegen. Sie hatten Lust dazu, man musste die nicht erst dazu bringen, sich überhaupt für das zu interessieren, was man in der Schule machte, sondern die kamen mit Erwartungen hier hin. Das ist, glaube ich, nach wie vor das Typische für Laborschüler, dass sie sich freuen, hierher zu gehen.

Hast du dich in deiner Zeit als Lehrerin an der Laborschule eigentlich immer auch als „Lehrerforscherin“ gefühlt? Und wenn ja: Was hat das für dich bedeutet?

Ja, das habe ich auf jeden Fall. Das bedeutete für mich, das, was ich tue, immer wieder zu reflektieren und auszuwerten, zu verändern und zu bearbeiten. Wir haben ja am Anfang auch nur 16 Stunden unterrichtet – allerdings in 60-Minuten-Einheiten. Wir wollten in der restlichen Zeit forschen. Wenn man uns gesagt hätte, dass wir *müssen*, hätten wir gleich boykottiert. Wir wollten nicht nur das vermitteln, was jemand aufgeschrieben hat, sondern wir haben das als unser Ding gesehen, und wir wollten immer beforschen, was wir da machten. Und das ist auch so geblieben. Das ist ja heute ganz ähnlich. Ich habe die Veränderungen auch nicht als Einschränkungen erlebt. Ich glaube, eine Schule kann nicht so bleiben wie am Anfang. Das war der Ausgangspunkt, die Experimentierphase, und ich finde die Schule hat sich gut entwickelt. In den 1980er Jahren wurde das Lehrerforscher-Modell dann ja auch stark umstrukturiert mit den FEPs. Das hab ich auch als Chance erlebt. Ich bin damals sofort in den Ausschuss gegangen, der sich damit beschäftigte, wie man das in die Realität umsetzen kann. Ich bin jetzt kein Typ dafür zu sagen, früher war alles besser oder so, sondern da war ja immer eine Chance drin, und vielleicht war es auf manche Extreme hin auch ganz gut, dass es ein bisschen mehr Richtung Schule dann ausgerichtet wurde.

Wenn du jetzt noch mal aus der heutigen Perspektive ganz zurückschaust, inwiefern ist es der Laborschule aus deiner Sicht über all die Jahre tatsächlich gelungen, die grundsätzlichen, bei ihrer Gründung damals artikulierten Hoffnungen zu erfüllen? Hast du den Eindruck, das Reformprojekt Laborschule war erfolgreich?

Es war erfolgreich, auf jeden Fall. Es ist allerdings schade, dass so vieles aus der schulischen Realität und Alltagsarbeit, wovon wir anfangs gehofft hatten, dass es sich übertragen ließe und dass andere Schulen es ernsthaft als Modell in Erwägung ziehen würden, dass das leider nicht gelungen ist. Also die Curricula und Beurteilungssysteme haben wir ja an andere Schulen übertragen, aber das Laborschul-Modell selber kam dann ja nicht in Frage. Ich finde, als Pädagogikwerkstatt ist es absolut gelungen, aber als Schulreformmodell – das liegt aber auch an der Politik – eben nicht wirklich. Es gibt ja ganz viele Aspekte, so was wie Beurteilungen und Benotungen und viele Dinge im Englisch-Unterricht, die übernommen wurden, aber eben doch nicht genug.